In freier Stunde

# Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(2. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) 

Dann und wann ging Olbrichs Auge zum Fenster, nahm die bunten Farben der Wipfel, die sich im Sonnenlicht leise wiegten, auf und kehrte wieder zu dem weißen Aschenkegel seiner Zigarre zurück.

Der helle Laut einer Sirene durchschnitt jetzt die Morgenstille und klang weit über das Land. Die Wendorfer Zuckerfabrik begann ihre Arbeit.

Nun begann auch Karoline Keding ihre Arbeit, im weißen Mantel stand sie jetzt in dem Laboratorium der Zuckerfabrik. Gewiß hatte sie wieder ihre vor Eifer glühenden, roten Wangen, sie standen ihr so gut und —

Der Aschenkegel, den der Rittmeister so sorgsam hütete, fiel herunter und zerschellte am Knie des Mannes. Ein weißlicher Staub rieselte über die Reitstiefel und glitt zu Boden.

Treff — der Jagdhund — kam langsam näher. Er wußte, daß es sein Herr sehr übel nahm, wenn er durch eine ungeschickte Berührung den Aschenkegel der Morgenzigarre zerstörte. Nun aber, da die Asche seltsamerweise von selbst zu Boden gefallen war, trottete er heran. Die kalte Schnauze des Tieres berührte die Hand seines Herrn.

Olbrich blickte auf den Hund herab. Ach so, Treff dauerte es heute zu lange. Ja, so etwas war er nicht gewöhnt, er wollte hinaus, hinter dem Pferde herjagen, sich tummeln.

Mit einem leisen Lächeln klopfte der Hausherr den Rücken des Hundes. Dann erhob er sich mit einem Ruck — Treff hatte recht, man mußte hinaus, hinaus in den hellen, jungen Tag. Sporenklirrend trat er in die Halle des Gutshauses.

Hugo Mertens, sein Neffe, war von seiner Forschungsreise zurückgekommen, die deutsche Heimat hatte ihn wieder. Eine dunkelhaarige, ganz reizende junge Dame würde der Neffe im Hause vorfinden, Karola Keding, die junge Chemikerin der Zuckerfabrik. Warum sollten sie sich nicht finden, diese beiden jungen Menschen, die ihm ans Herz gewachsen waren?

Hugo Mertens, der Sohn des Bruders, und Karola Keding, die Tochter des — des Regimentskameraden von ehedem.

Die Züge des Rittmeisters verschatteten sich.

Rasch durchschritt er die Halle; tief holte er Atem, als ihm der Morgen mit herber Frische und leuchtender Sonne begegnete.

Ein Reitbursche führte den ostpreußischen Goldfuchs vor.

Kritisch musterte der alte Soldat das Pferd, während er grüßend die Hand hob.

Das Sonnenlicht flirrte über den Silberbeschlag des Zaumzeuges, graziös tänzelte das Pferd hin und her.

Gewandt schwang sich Olbrich in den Sattel, Treff folgte mit lautem Blaffen der Hufspur.

Weit und hell öffnete sich das Land, in der Ferne zeichneten sich golden und blau die Berge.

Olbrich ritt über die Felder, auf denen die Zuckerrübenernte im Gange war. Dann bog er ab und trabte nun auf die im Sonnenschein gleißende Zuckerfabrik zu.

Schnell überholte er die mit Ochsen bespannten Wagen, die sich mit knarrenden Rädern langsam zur Wagge der Fabrik heranarbeiteten.

Nun hatte er die Seite des Gebäudes erreicht, auf die die breiten Fenster das Laboratoriums hinausgingen. Da stand sie — groß und schlank, das dunkle Haar gab dem feinen Gesicht einen aparten Rahmen. Wie geschickt sie mit den feingliedrigen Händen arbeitete. Das ging hin und her. Phiolen und Tiegel, Flaschen und Schalen blitzten im Sonnenlicht und natürlich hatte sie wieder glühende Wangen.

Olbrich brachte das Pferd dicht an das Fenster und räusperte sich

Karola Keding fuhr auf und starrte erschrocken auf den Reiter.

„Verzeihung, liebe Karola, ich hole dich aus deiner Arbeitswelt. Mache nur nicht so böse Augen."

Das junge Mädchen hatte sich bereits wieder über den Tisch gebeugt, hastig kritzelte es jetzt einige Berechnungen auf das Blatt Papier, was da vor ihr lag.

„So, Onkel Franz, nun kann ich dir einen guten Morgen wünschen, beinahe hätte ich mich verrechnet und eine falsche Formel angewandt. "

Der Rittmeister machte eine bedauernde Geste.

„Wie schrecklich, Karola, gar nicht auszudenken, was ich damit für eine Schuld auf mich geladen hätte."

Das junge Mädchen nickte ernst, dann lächelte es nachsichtig.

„Ich habe mich ja nicht stören lassen, Onkel."

„Ich ritt gerade hier herauf, und wollte mal durch das Fenster schauen, nun presche ich weiter, mein Kind."

Olbrich nickte dem jungen Mädchen zu.

Wie bildhübsch Karola ist — dachte er im Weiterreiten. Es muß doch alles glatt gehen, anders ist es gar nicht möglich. Hugo ist ja kein Narr — und ein Mann, der gerade aus den Tropen kommt, aller Weiblichkeit entfremdet, muß doch beim Anblick eines so jungen, reizenden Geschöpfes einfach entzückt sein. Die Sache wird schon klappen.

Mit sicherem Sprung setzte der Goldfuchs über einen Graben, dann dröhnte der weiche Waldboden unter dem Galopp der Hufe dumpf auf. Treff jagte mit hängender Zunge hinterdrein.

Allmählich fiel Olbrich in Schritt, die Stille des weiten Forstes, das Rauschen der Föhren spannen den Reiter ein.

Die Stunde, auf die er so viele Jahre gewartet hatte, war gekommen. Die Stunde, in der er vollends gutmachen konnte, was er vor seinem Gewissen als Schuld betrachtete.

Ein schilfumgebener Teich spielte im Sonnenlicht, Wildenten fielen klatschend ein, als sie den Reiter nahen hörten.

Mit seltsam verlorenen Blick ritt der Mann dahin. Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, seit Karolas Vater, der Leutnant Keding, im Zweikampf fiel — fünfundzwanzig Jahre. Dennoch war es ihm, als sei es erst gestern geschehen. Und jene Stunde, die diesem Duell vorausging, würde wohl nie verblassen, sie blieb in ihm ewig lebendig. Keding, der Kamerad, war jung verheiratet, eine bildschöne Frau nannte er sein eigen, sie erregte überall Aufsehen und Bewunderung. Bei ihm selbst war es tiefer gegangen, er liebte die Frau des Kameraden. Sie erkannte seine leidenschaftliche Neigung und zog kühl und stolz die Grenze. Dann war jene verhängnisvolle Stunde gekommen, die sich tief in seine Seele eingegraben und sein Gewissen für immer belastete. Ein Fest war im Kasino gewesen, ein lustiges Kostümfest. Irma Keding — wie genau sah er noch alles vor sich — war als Elfe auf dem Ball erschienen, wie ein wirkliches Märchen sah sie aus. Versunken in die Bewunderung dieser Frau, war er plötzlich durch einen heftigen Wortwechsel im Nebenzimmer aufgeschreckt worden. Der Kamerad war mit einem Gutsbesitzer aus der Umgebung in Streit geraten. Eine harmlose, ganz lächerliche Bemerkung über die zarte Elfe hatte den Anlaß gegeben, die erhitzten Gemüter erregt.

Rittmeister Olbrich hielt sein Pferd an. Mit umflorten Augen schaute er in den dunklen Wald hinein.

Wie einfach, wie leicht wäre es gewesen, diesen kleinen Streit durch ein sachliches, vermittelndes Wort zu schlichten, die beiden Männer zu versöhnen. Doch er hatte wortlos dabei gestanden, hatte ruhig zugesehen, wie sich aus der harmlosen Angelegenheit langsam das Unheil entwickelte. Die Worte wurden spitzer, verletzender, treffender.

Und warum hatte er geschwiegen?

Olbrich ritt mit gesenktem Kopf weiter.

Jener Gutsbesitzer war der beste Schütze im ganzen Kreis, das war bekannt, niemals verfehlte er sein Ziel. Wenn Keding mit diesem Manne zum Duell antrat, dann — — während die Männer erregt und leise stritten, huschte zu den Klängen der Regimentsmusik die zarte Elfe vorüber, ging unter im Reigen der bunten Kostüme.

Und dann kam der graue Morgen, fielen die Schüsse in dem kleinen Wäldchen — — und Keding blieb. Der Weg zu Irma, der jungen Witwe war frei.

Olbrich gab seinem Goldfuchs die Sporen, als könnte er seinen Gedanken entfliehen. Immer, wenn er bei seinen Ueberlegungen an dieser Stelle angelangt war, packte ihn das Grauen. Er hatte nichts getan, den Kameraden zu warnen, zu vermitteln, Keding fiel durch seine Schuld.

Aber der Weg zum Herzen der jungen Frau wurde auch durch den Tod Kedings nicht frei. Sie liebte ihren Mann noch immer und trug sein Bild im Herzen. Unter diesem Herzen ruhte damals Karola. Nur wenige Jahre durfte sie sich der Mutter erfreuen, dann stand sie als Waise in der Welt. Da regte sich das Gewissen, die alte Schuld, das Versäumte dem Kameraden gegenüber. Er fühlte sich verpflichtet, gut zu machen, und nahm sich des Kindes an.

Die Züge Olbrichs glätteten sich.

Er hatte es an nichts fehlen lassen. Karola hatte in einem Mädchenheim eine gute Erziehung genossen, und er hatte sie dann ihrem Wunsche entsprechend, Chemie studieren lassen. Seit zwei Jahren war sie in der Zuckerfabrik tätig. Sie standen wie Onkel und Nichte und Karola sah in ihm den Kameraden ihres Vaters. Sie ahnte nicht, was für Motive ihn zu hier gerade die Angorakaninchen gekämmt, die weiche, seiner Hilfsbereitschaft veranlaßten. —

Als Olbrich wieder in den Gutshof einritt, wurden dichte Wolle wurde sorgsam in Säckchen verstaut. Olbrich sah eine Weile zu und ritt dann nach dem weinumrankten Haus hinüber.

In diesem Haus sollten sie einmal glücklich werden: Hugo Mertens, der Neffe und Karola. Beiden war er verpflichtet — und wurde ein Paar aus ihnen, so fand alles seine Lösung.

Hugo mußte ja ein Herz aus Stein haben, wenn er nicht gleich Feuer und Flamme für Karola wäre. Nein, sein Plan mußte gelingen, und er durfte dann mit ruhigem Gewissen sein Leben beschließen.

Olbrich sprang aus dem Sattel und klopfte den biegsamen Hals des Pferdes.

Langsam stieg er die Stufen der Freitreppe empor, warf Peitsche und Handschuhe auf den Tisch in der Diele und trat in das Gutsbüro, das gleich neben dem Eingang lag.

Karola hatte die Augen ihrer Mutter, dachte er noch, während er sich schon durch die Sekretärin die Post vorlesen ließ.

Treff ließ sich unter dem Schreibtisch nieder.

Rasch vertiefte sich der Mann in den Inhalt der Briefe. Doch bald ließ ihn lautes Stimmengewirr wieder aufblicken. Doktor Link, der Arzt aus dem Nachbardorf, trat auf den Hof. Er klopfte einem Ackerkutscher lachend auf die Schulter.

„Aha, der Lorenz hat Nummer zehn bekommen!“ schmunzelte Olbrich.

Er trat ans Fenster und rief auf den Hof hinaus. „Doktor, ist es ein Junge?“

Die schneidende Kommandostimme des alten Soldaten ließ alle Köpfe herumfahren. Doktor Link nickte und kam lächelnd näher.

## 5. Kapitel.

Der Wirt, der breit und gewichtig im Eingang zu den „Drei Bergen“, dem ersten Hotel der Stadt, stand, verneigte sich tief, als Doktor Mertens an der Seite der jungen Künstlerin anlangte.

Ein wenig pustend eilte er behäbig voraus. Er hatte durchaus Verständnis für die Situation, jahrelang war er Oberkellner in einem großen Dresdner Gasthaus gewesen, o, er verstand, mit elegantem Publikum umzugehen. Das kleine Extrazimmer, das hinter dem großen Saal lag, kam in diesem Falle in Frage. Das kleine Extrazimmer, das verstand sich von selbst.

Doktor Mertens schritt mit seiner Begleiterin durch den großen Gastraum und hatte ein heiteres, spitzbübisches Lächeln um den Lippen.

Auch hier hatte sich anscheinend nichts geändert. Da saßen sie, die braven Stammtischbrüder, und die wenigen Neuigkeiten, die die kleine Stadt lieferte, wurden besprochen und ausgeschmückt wiedergegeben.

Alles schaute auf, als der Wirt mit feierlicher, undurchdringlicher Miene die Gäste durch das Lokal geradewegs auf das Extrazimmer zuführte.

Mertens spürte die vielen Blicke und amüsierte sich innerlich. So hatte er sich als Primaner den Einzug in die „Drei Berge“ an der Seite der allerliebsten und viel bewunderten Steffi Schöller gedacht, so und nicht anders.

Der Oberkellner heftete sich an die Fersen der Ankömmlinge und kramte in seiner Rocktasche nach dem Bestellblock. Der Wirt aber winkte hoheitsvoll ab, in diesem Falle nahm er persönlich die Wünsche der Gäste entgegen.

Mit Würde öffnete er die Tür zu dem kleinen Raum und ließ die beiden eintreten.

Doktor Mertens, der im Laufe des Nachmittags ein Zimmer im Hotel zu den „Drei Bergen“ belegt, hatte sofort sein größtes Interesse erweckt. Und nun kam er sogar mit einer Dame vom Theater und wünschte ein, wie er sich ausdrückte, besonders gutes Abendessen.

Küche und Keller der „Drei Berge“ waren bekannt, und der Wirt warf sich in die Brust. Während Hugo Mertens der jungen Künstlerin beim Ablegen half, schnurrte der Wirt die ganze Speisekarte herunter.

Mertens wandte sich mit fragendem Blick an Anne-Marie Rodeck, die in ihrem mattblauen Seidenkleid mit den weißen Chiffonärmeln ungewöhnlich reizend wirkte.

Die Künstlerin war mit allem zufrieden und behauptete, sie esse alles gern.

Mertens stellte ein erlesenes Mahl zusammen. Noch nie hatte ihm die Bestellung eines Essens so viel Spaß gemacht.

Ein Mann von Welt — ein Kenner, dachte der Wirt bei sich und notierte eilig.

Als Getränk wünsche der Herr Doktor gewiß Sekt, die berühmte Hausmarke, sie wurde bei allen Festlichkeiten — —

„Gut —“ schnitt ihm der Doktor das Wort ab, „bringen Sie uns Ihren guten Sekt.“

Der Wirt ging, er trat in den Gastraum hinaus und weidete sich an den neugierigen Blicken, den herumfahrenden Köpfen. Nicht umsonst war er langjähriger Oberkellner gewesen — Verschwiegenheit und delikate Bedienung war in solchen Fällen oberstes Gesetz. Mit undurchdringlicher Miene übergab er dem Oberkellner die Bestellung zur Weiterleitung an die Küche.

Dann ging er auf das große Blumenfenster zu, das im Hintergrund des Lokals einen Erker abschloß und den schüchternen Versuch machte, einen Wintergarten darzustellen.

(Fortsetzung folgt)

# Kleiner Schwindel — große Liebe

Erzählung von Herbert Eckert.

Sie kannten sich vom Sehen von irgendwelchen zufälligen Begegnungen her. Zuerst war es nur ein flüchtiger Blick gewesen, mit dem sie sich streiften. Aber schon war in dieser Flüchtigkeit das blitzschnelle Eingeständnis des gegenseitigen Gefallens. Und dann machte es sich, daß sie sich auch persönlich kennenlernten, der Direktor Fritz Helbig, die Lisa Georgius, das einzige Kind des reichen Georgius. Beide waren froh, als sie im Laufe ihrer Bekanntschaft feststellen konnten, daß sie aus der gleichen Gesellschaftsschicht stammten.

„Wissen Sie, Herr Helbig,“ sagte Lisa Georgius, „ich sehe ja durchaus nicht auf die Leute herab, die nicht unseren Kreisen angehören, ich achte sie und schätze ihre Tüchtigkeit hoch ein, aber irgendso eine unsichtbare Schranke ist da doch gesetzt. Es ist sicher nicht schön und recht von mir, aber ich kann nicht gegen diese Schranke an!“

„Ich kann das ganz gut verstehen, Fräulein Georgius!“ pflichtete der junge, sympathische Fritz Helbig bei. „Das liegt auch wohl vor allem daran, daß man so wenig mit diesen Leuten zusammenkommt! Wenn ich mir vorstelle, Sie mit Ihrer ausgewählten, in jeder Weise tadellosen Kleidung neben Mädchen in so billigen Fähnchen! Ein grotesker Gedanke!“ Lisa Georgius lachte.

„Es ist immer schon das Beste, in der Wahl der Eltern vorsichtig zu sein!“

Direktor Helbig nickte, und dann gingen sie in ein Kaffee . . .

Nach Wochen war aus dieser Bekanntschaft Freundschaft und schließlich die ganz große Liebe geworden. Man war glücklich, sehr, sehr glücklich — — und dennoch. Je mehr Fritz Helbig mit ernsthaften Absichten hervorkam, desto stiller wurde Lisa Georgius. Und immer hatte sie Ausreden, wenn Helbig davon sprach, endlich mal ihre Eltern kennenlernen zu wollen . . .

„Lisa“, sagte er dann eines Abends, „bitte, gib mir jetzt eine klare Antwort auf meine Frage! Willst Du?“

„Ja, Fritz!“

„Gut! Willst Du mich also heiraten?“

Lisa sah ihn an mit glückfrohen Augen; aber das frohe Leuchten schwand bald wieder und zögernd antwortete sie:

„Wenn Du mich nur magst!“

„Dummchen, hätte ich Dich dann gefragt?“

„Ja, aber . . .“

„Was für ein Aber, Lisa?“

„Ach, nichts, Fritz! Ich bin ja so glücklich!“ . . .

Am anderen Morgen bekam Fritz Helbig einen Brief. Von Lisa.

„Lieber Fritz! Ich kann nicht Deine Frau werden, denn ich hab Dich belogen. Ich bin nicht das reiche Mädchen, das Du heiraten willst, sondern ich bin ärmer als eine Kirchenmaus. Meine Mutter ist Schneiderin und ich helfe ihr. Daher auch meine netten Kleider. Verzeih mir, wenn Du kannst. Und alles nur erdenklich Gute und Schöne für Dich. . . . Lisa.“

„Ich weiß nicht, was Du hast, Lisa?“ sagte besorgt Frau Georgius und blickte ihre Tochter forschend an. „Elend siehst Du aus und nervös bist Du geworden! Du solltest zum Arzt gehen!“

„Laß, Mutter! Das ist nicht so schlimm, und bald bin ich wieder die alte Lisa!“ Das junge Mädchen versuchte ein Lächeln, das aber vollkommen daneben gelang . . .

Am Spätnachmittag ging die Flurklingel. Lisa öffnete. Vor ihr stand Fritz Helbig mit einem Buschen dunkelroter Rosen. Lisa brachte kein Wort hervor, sondern starrte ihn nur an wie eine überirdische Erscheinung.

„Darf ich nicht reinkommen?“ unterbrach Fritz dann die Stille.

Sie nickte und führte ihn in die Wohnstube.

Er gab ihr die Rosen und lachte sie an.

„Du, Dein Brief hat mich ja so froh gemacht! Jetzt sind wir quitt! Denn auch ich habe geschwindelt! Ich bin ja nicht Direktor in der Fabrik, sondern nur ein kleiner Angestellter. Wirst du den überhaupt nehmen, Lisa?“

Da erst wich die Starre von ihr. Mit einem Jubelschrei warf sie sich ihm in die Arme.

„Dann ist ja alles gut, Fritz! Ich werde den einfachen Fritz Helbig nur noch lieber haben als den Herrn Direktor!“

„Aber noch eins, Lisa, große Sprünge werden wir nicht machen können! Das Gehalt wird gerade langen!“

„Oh, das macht nichts! Frag nur die Mutter, ob ich nicht zu wirtschaften verstehe trotz der ausgewählten Kleider!“

Und Lisa rief ihre Mutter und machte sie mit ihrer „Krankheit“ bekannt. Auch hier gegenseitiges Gefallen.

Sie besprachen noch das Wichtigste, denn Fritz wollte bald heiraten. Und zum Schluß bat er sie, sie möchte doch gleich auch zu seiner Mutter mitkommen. Er hätte ihr schon so viel von seiner Lisa erzählt . . .

Sie fuhren mit der Straßenbahn, und das letzte Stück gingen sie. Vor einer Villa machte Fritz Helbig halt.

„So, hier bitte!“

„Hier?“ fragte Lisa Georgius ungläubig und entsetzt.

„Ja, hier wohnt meine Mutter! Sie ist nämlich die Inhaberin der Fabrik, und ich bin ihr Angestellter, wenn ich auch den schönen Titel „Direktor“ führen darf! Ich habe ja schon lange gewußt, wer Du bist, und war traurig, daß Du nicht den Mut hattest, mir alles zu gestehen. Denn dann besaß ich ja noch nicht Dein volles Vertrauen. Und als Dein Brief mit der kleinen Beichte kam, — — aber, was sollen wir noch davon reden! Siehst Du, jetzt sind wir wirklich quitt! Und nun komm zur Mutter, die sich freut, Dich kennenzulernen!“

# Die letzte Zugabe

Erzählung von Angela v. Britzen.

Der alte Konzertdiener öffnete noch einmal die Tür des Künstlerzimmers um einen Spalt und spähte in den summenden, raschelnden Saal. Er war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Name des jungen Geigers hatte die gesamte Konzertwelt angezogen.

Noch viel mehr hatte er aber für den Konzertdiener Hammer bedeutet, der nun schon seit über zehn Jahren hier an den Künstlern den sachlichen Dienst versah. Er sorgte für die Notenpulte, stellte den Flügel auf oder schloß ihn behutsam, er rückte die Stühle für die Kammermusiker in abgezirkeltem Abstand zurecht oder wandte auch hin und wieder, wenn sich kein junger, begeisterter Musensohn für dieses Amt fand, den Pianisten die Notenblätter um. Alles verrichtete er mit dem linken Arm, denn der rechte hing leblos an der Seite herab. Es war eine bescheidene Arbeit, die niemand wahrnahm, die ihm keiner dankte. Niemals hatte er sich dieser Arbeit geschämt, denn sie brachte ihn ja mit seiner großen Leidenschaft und Liebe zusammen — mit der Musik.

Aber seit er den Namen des jungen Geigers gelesen hatte, schämte sich der alte Konzertdiener seines Amtes. Ja, er wollte sogar wegen einer Erkältung an diesem Abend vertreten werden. Aber es gab keinen Ersatzmann, und die Konzertleitung bedeutete ihm, daß er just an diesem wichtigen Abend unentbehrlich sei. Der alte Mann versuchte sich noch damit herauszureden, daß der Virtuose, wie man in den Voranzeigen der Zeitungen gelesen habe, auswendig zu spielen pflege. Aber es half ihm nichts, er mußte bleiben.

Als sich von außen eilige Schritte nahten, riß der Konzertdiener die Tür des Künstlerzimmers auf und blickte zu Boden. Der gefeierte junge Geiger trat ein. Hinter ihm kam sein Pianist. Sie bemerkten den Diener überhaupt nicht.

„Sie können von solchem eleganten Publikum nicht mehr erwarten", sagte der Geiger mit einer ungeduldigen, jungen Stimme heftig. „Es ist eine Herde. Und Akrobatik ist gerade gut für sie!"

Der Pianist antwortete bedachtsam und in bekümmertem Ton: „Es mag sein, daß Ihr junger Ruhm Sie diese Verachtung gelehrt hat. Aber da Sie so viel Macht besitzen, könnten Sie sie nicht hin und wieder dazu gebrauchen, um Ihr Publikum zu erziehen?"

Der Geiger lachte verächtlich und putzte schweigend an seiner Violine ein Stäubchen fort. Wilhelm Hammer stand abgewendet neben der Tür und sah auf das Programm in seinen Händen. Sarasate, Paganini, Hubay — goldene Namen, berauschender und zerstäubender Erfolg, halsbrecherische Kunststücke auf vier Darmsaiten! Oh, er kannte sie und hatte sein eigenes, stilles Urteil darüber. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust.

„Haben Sie auch an die Zugaben gedacht? fragte der Pianist. — „Gewiß. Dafür habe ich die besten Reißer reserviert!" höhnte der junge Künstler. Und dann ergriff er so rasch und ungeduldig die Klinke der Saaltür, daß der laute Beifall den beiden Herren schon entgegenbrandete, ehe noch Wilhelm Hammer hatte herzuspringen können, um die Tür selber zu öffnen.

Er blieb dicht hinter dem offenen Türspalt stehen, obgleich es verboten war. Lampenfieber hatte er nicht für diesen jungen Günstling des Publikums, oh, nein. Wer so sicher das kleine, geheimnisvolle Instrument unters Kinn setzte und so gelassen noch einmal die Spannung der Bogenhaare prüfte, dem konnte nichts geschehen. Wie unbeirrbar er den Ton ansetzte, wie flüssig die langen Finger der Linken durch alle Lagen glitten, ohne daß ein geringerer, unsauberer Schleifer zu hören war! Ja, das war genaue Arbeit, das war Könnerschaft und Beherrschung! Der alte Mann hinter der Tür lächelte berauscht. Auch während des zweiten Stückes hielt seine Verzauberung noch an. Aber als der Geiger das dritte Stück begann, erschlaffte die angespannte Teilnahme im Gesicht des Lauschers. Er war nicht mehr gefesselt und sah aus wie ein Mann, der erkennen muß, daß er umsonst gelebt hat. Müde und traurige Linien zeichneten sich um den alten Mund. Er schloß die Tür und ging in den menschenleeren Wandelgang, um sich auszuruhen.

Als während der großen Pause einige Begeisterte das Künstlerzimmer stürmen wollten und der Direktor mit mehreren Herren den jungen Virtuosen aufsuchte, mußte der Konzertdiener doch wieder seines Amtes walten, mußte Stühle herbeischaffen und Türen schließen. Er war so eifrig bei der Sache, daß er versehentlich an den Kasten anstieß, in dem die kostbare Geige des Künstlers lag. Es gab einen dumpfen, anklagenden Ton, und der Virtuose fuhr herum. Er blickte genau in das Gesicht des bestürzten Konzertdieners.

Hammer murmelte eine Entschuldigung, er stand rot und hilflos vor dem jungen Künstler und hoffte inständig, daß der wieder fortblicken möge. Aber der Geiger sah dem alten Mann fest ins Gesicht, dann lief sein Blick an der rechten Schulter herab und blieb an dem gelähmten Arme haften. Hammer wartete wie ein ertappter Sünder. Würde er ihn erkennen? Ihn vor all den Anwesenden bloßstellen und erniedrigen? Drei entsetzliche Sekunden, die zu Ewigkeiten aufquollen, verharrte er so reglos mit gesenkten Augen vor dem jungen Virtuosen. Dann wandte der sich gleichgültig ab.

Hammer wischte sich heimlich den Schweiß von der Stirn. Der andere hatte ihn also nicht erkannt! Wie sollte sich auch ein so gefeierter, junger Mensch, der durch alle Hauptstädte Europas gereist war, und dem der Ruhm goldene Kränze wand, eines alten, unscheinbaren Mannes aus seiner kleinen Heimatstadt entsinnen? Wie sollte, wer Sarasate und andere Hexenmeister geigte, sich der stillen Zeiten erinnern, in denen der Dienst an der Kunst noch etwas Heiliges gewesen war, in denen ihm die Frömmigkeit von Bach und Buxtehude das Reich der vier Saiten beschirmt hatte?

Der Schluß des Konzertes wurde zu einem Jubel der Begeisterung. Das Publikum war außer sich von den Sitzen gesprungen und verlangte immer wieder Zugaben. Der junge Geiger stand ohne Zeichen von Ermüdung leicht und lässig auf dem Podium und gebot mit der kleinsten Bewegung seiner Hand wie ein Zauberer über diese Hunderte.

Als er immer von neuem um Zugaben bestürmt wurde, zuckte plötzlich ein hochmütiger Schein über sein junges Gesicht, und mit heftiger Wendung kehrte er sich zum Künstlerzimmer um. Er ging mit ein paar raschen Schritten auf die Tür zu, die Wilhelm Hammer diensteifrig öffnete. Aber wie erstaunte das Publikum, als der Künstler zurückkam und den alten Konzertdiener fest am Arm gepackt hatte! Wollte er ihnen damit andeuten, daß hier ausgekehrt werden sollte?

Nein, mit einer einzigen Geste verschaffte er sich gebanntes Schweigen, und dann klang die junge Stimme kriegerisch durch den Saal: „Meine Damen und Herren, wenn Sie mein Können freut, dann verdanken Sie das diesem Manne hier. Er war mein Lehrer, er hat mich entdeckt und mir in meiner kleinen Heimatstadt die ersten Anfänge der hohen Kunst nahegebracht — damals, als ihn noch nicht das Schicksal mit der Lähmung seines rechten Armes geschlagen hatte!"

Atemloses Staunen stieg im Saale auf. Da stand im abgeschabten Rock der Konzertdiener mit hängenden Schultern und einem hilflosen Lächeln. Und neben ihm, schlank und siegreich, der Virtuose, der sich seinen Schüler nannte. Sollte der gefeierte junge Mann sich einen Scherz erlauben?

Der Geiger sprach weiter: „Erlauben Sie mir, daß ich meine letzte Zugabe nur für diesen Lehrer spiele, dem ich so viel Dank schulde. Ich habe Rechenschaft vor ihm abzulegen, ob ich seiner hohen Auffassung von der Kunst noch würdig bin. Ich spiele das letzte Stück, das er mit mir studiert hat, ehe ich in die große Stadt zog: die Chaconne von Bach auf der g-Saite."

Welch ein Wagnis, ja, welche Herausforderung nach all den vorangegangenen Vorträgen. Was verlangte der junge Geiger von den aufgeregten, schon stehenden, unruhigen Menschen. Der Pianist sank furchtsam in sich zusammen und verließ das Podium. Und Wilhelm Hammer wäre ihm gern gefolgt. Aber ein bittender und gleichzeitig froher Blick seines einstmaligen Schülers hielt ihn zurück. So blieb er ergeben unter den hellen Lampen und den Blicken der vielen Menschen stehen.

Der Geiger stellte sich breitbeinig hin, als wollte er sich dem Erdboden verwurzeln. Er hob den rechten Arm weit über die Geige und setzte den ersten Ton auf die g-Saite an. Im gleichen Augenblick war alle Eleganz und Leichtigkeit von ihm abgefallen, alles Wissen um Wirkung und Umwelt. Es war, als zöge nicht sein Arm die Töne aus dem Instrument, sondern als kämen sie tief von unten her und strömten vom Boden aus durch den ganzen Körper hindurch.

Das Publikum stand gebannt vor dem Podium und gab sich willig dem Wandel hin, den diese ganz andersgeartete Musik von ihm verlangte.

Und noch ein anderer wandelte sich: der Konzertdiener! Er wuchs aus seiner demütigen Haltung auf zu einem angespannt aufmerkenden, von der Musik besessenen Lehrer. Sein Gesicht verriet Strenge und sachliches Urteil. Er hatte seine Umwelt völlig vergessen und bewegte nur unbewußt die Finger der Linken, als säßen die wohlvertrauten Griffe noch immer darin. Aber allmählich wich der Ausdruck der Kritik einem ganz reinen, glücklichen Lächeln des Genießens. Die Reife der Gestaltung machte auch aus ihm einen andächtigen Zuhörer.

Nach dem letzten Ton trat der alte Lehrer, als wäre er hier mit ihm allein im Studierzimmer, auf seinen Schüler zu und sagte bewegt: „Sauber, sauber. Die Chaconne ist bei dir gewachsen, seit du sie zuletzt bei mir spieltest!"

Während der Geiger den alten Mann um die Schulter nahm und schweigend vom Podium führen wollte, brach das Publikum, das die letzte Zugabe mit ehrfürchtigem Schweigen gewürdigt hatte, in einen brausenden Beifall aus, und als sich der Künstler noch einmal umwandte, um zu danken, begriff er staunend, daß diese freudige Zustimmung jetzt nicht seinem glänzenden Können galt, sondern einem neuen Ton, der ihm heute fast aus Versehen in sein Programm gekommen war: dem Herzton.